

REZENSIONEN

GERHARD NEWEKLOWSKY: *Die südslawischen Standardsprachen* (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Schriften der Balkan-Kommission 51). Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2010. 292 S. und 18 Abb. ISBN 978-3-7001-6840-9.

Mit dem vorliegenden Buch hat sich der Autor nichts weniger zum Ziel gesetzt als die Darstellung der südslawischen Standardsprachen einschließlich ihrer Entwicklung. Das ist ein großes Programm, für das vergleichsweise wenig Raum verwendet wurde. Dies hat ebenso Vorteile, wie es Nachteile mit sich bringt. Der Vorteil liegt klar darin, dass der Leser sich über die Entwicklungslinien der einzelnen Sprachen und deren gegenwärtigen Zustand rasch orientieren kann. Der Nachteil ist indes, dass notwendig (Ver-)Kürzungen erfolgen müssen, die beim Leser vielleicht falsche Vorstellungen entstehen lassen könnten. Dieser Gefahr ist der Autor indes weitgehend entgangen und das Buch darf insgesamt als ebenso informativ wie gelungen gelten.

Der Schwerpunkt des Werks liegt eindeutig auf der äußeren Sprachgeschichte und der diese widerspiegelnden Literaturgeschichte. So werden nach einleitenden Bemerkungen zur Entwicklung und der gegenwärtigen sprachlichen Situation in Südosteuropa (S. 15–22) nur ganze acht Seiten (S. 23–31) den phonetischen und grammatischen Zügen der südslawischen Sprachen im Allgemeinen und sechs Seiten (S. 31–36) dem „Lexikalischen Überbau der südosteuropäischen Sprachen“ gewidmet. Weitere Details finden sich aber auch noch in den Kapiteln zu den einzelnen Sprachen.

Die Kapitel 4 bis 7 sind dann den einzelnen Sprachen und ihrer Geschichte gewidmet (Slowenisch [S. 37–77], Bosnisch/Kroatisch/Serbisch/Montenegrinisch [S. 79–205], Bulgarisch [S. 207–236] und Makedonisch [S. 237–254]), wobei jedes Kapitel mit Angaben zum Sprachgebiet, etwaigen Minderheiten und zur Bevölkerungsstatistik beginnt. Darauf folgen dann jeweils gut strukturierte Darstellungen der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Sprachen, wobei jeweils entscheidende Epochen oder Personen ausführlicher gewürdigt werden, so etwa die Auswirkungen der Reformation besonders bei den Slowenen, die Rolle etwa Bartol Kašić bei den Kroaten, Dositej Obradović oder Vuk Karadžić bei den Serben. Beschlossen werden die vier Kapitel jeweils mit Anmerkungen zur Situation von Sprache und Gesellschaft in den einzelnen Staaten nach 1989/90.

Aufgelockert und illustriert werden die Entwicklungslinien der Geschichte der jeweiligen Sprache durch zahlreiche in die Darstellung integrierte Textbeispiele samt Übersetzung. An ihnen wird jeweils anschaulich gemacht, worin die sprachlichen Charakteristika im entsprechenden Zeitraum bzw. beim jeweiligen Autor liegen.

Angesichts der Tatsache, dass aus dem serbokroatischen Dialektkontinuum mittlerweile vier Standardsprachen erwachsen sind, ist es nur natürlich, dass deren Besprechung fast die Hälfte des Textteils und damit den bei weitem umfangreichsten Teil des Buches einnimmt. Zudem besteht in diesem Raum auch die längste ungebrochene Tradition der Textproduktion in der Volkssprache und haben sich äußere Einflüsse (Renaissance, Humanismus, Reformation etc.) am intensivsten und oft sehr unmittelbar ausgewirkt. Vergleichbar ist dem nur noch die Wirkung der Reformation

bei den Slowenen und für das Slowenische. Alle diese Einflüsse werden in ihrer Auswirkung auf die Varietäten des Raumes anschaulich und in chronologischer Reihe dargestellt. Diese Darstellungsweise bringt es mit sich, dass dann natürlich von Kapitel zu Kapitel die Beschreibung von einem Territorium bzw. einer Sprechergemeinschaft zur/zum nächsten wechseln muss. Allerdings hat diese Art der Darstellung den Vorteil auf ihrer Seite, dass so die (Un-)Gleichzeitigkeiten der Entwicklungslinien in den einzelnen Gebieten bzw. Sprechergemeinschaften klar hervortreten.

Die Darstellung überzeugt durchweg und weist weiters keine Fehler auf, die der Rezensent bemerkt hätte. Nur ein Detail sei hier korrigiert: Der S. 138 erwähnte Aljamiado-Text *Chirvat* (bzw. *Hirvat*) *Türkisi* kann weder exakt auf 1588 datiert werden, noch ist der Verfasser als „Mehmed aus Siebenbürgen“ richtig benannt: Die Handschrift, in der der Text bezeugt ist (Österreichische Nationalbibliothek, Signatur Flügel 2006 [neu] bzw. A.F. 437 [alt]) kann vielmehr nur auf den Entstehungszeitraum 1574–1589 eingeschränkt werden, und der sich im Gedicht selbst nennende Mehmed hat nur aufgrund von in der Sekundärliteratur diskutierten Spekulationen, die sich indes nicht weiter erhärten lassen, den Beinamen „aus Siebenbürgen“ bzw. bkms. „Erdeljac“ erhalten¹. Weiter ist es gerade aus der heute üblich gewordenen Sicht, nach der sich die Nationen des čakawisch-kajkawisch-štokawischen (vormals gewöhnlich serbokroatisch genannten) Dialektkontinuums in erster Linie über die Religionszugehörigkeit definieren, fraglich, ob man trotz der osmanischen Bezeichnung der Sprache als *hirvat* ‚kroatisch‘, das Gedicht eines Verfassers namens Mehmed als kroatisch bezeichnen sollte.

Die Bibliographie (S. 257–276) ist mit ihren zwanzig Seiten dem Umfang des Buches angemessen und enthält die im Buch selbst zitierte Literatur (vergessen wurde hier indes das S. 34 zitierte Werk „Kočeva–Lefedžieva 2004“). Aus diesem Grund werden wohl auch weitere einführende bzw. größere Überblicke gebende Werke nicht erwähnt, die einem interessierten Leser durchaus von Nutzen hätten sein können, so etwa P. DIELS, *Die slavischen Völker*, Wiesbaden 1963, oder aus neuerer Zeit die auf das Sprachliche ausgerichteten Sammelwerke von B. COMRIE (Hg.), *The Slavonic Languages*, London etc. 1993, A. M. MOLDOVAN (Hg.), *Jazyki Mira: Slavjanskije jazyki*, Moskva 2005, R. SUSSEX (Hg.), *The Slavic Languages*, Cambridge etc. 2006, P. REHDER (Hg.), *Einführung in die slavischen Sprachen (mit einer Einführung in die Balkanphilologie)*, 6. Aufl. Darmstadt 2009, bzw. das v.a. kulturgeschichtlich ausgerichtete Handbuch von S. TORNOW, *Was ist Europa? Handbuch der osteuropäischen Text- und Sozialgeschichte von der Spätantike bis zum Nationalstaat*, Wiesbaden 2005, in zweiter, weitgehend textidentischer Auflage erschienen als *Handbuch der osteuropäischen Text- und Sozialgeschichte, von der Spätantike bis zum Nationalstaat*, Wiesbaden 2011. Zur Geschichte des Raums allgemein hätte man noch E. HÖSCH / C. NEHRING / H. SUNDHAUSSEN (Hgg.), *Lexikon zur Geschichte Südosteuropas*. Köln, Wien etc. 2004, zur Geschichte Serbiens H. SUNDHAUSSEN, *Geschichte Serbiens. 19.–21. Jahrhundert*, Wien etc. 2007, erwähnen können. Zu den südslawischen Sprachen selbst gäbe es etwa noch V. GEORGIEV (Hg.), *Uvod v*

1 Vgl. dazu ausführlich Branka Ivušić: „Die südslawischen Aljamiado-Texte der Wiener Sammelhandschrift Flügel 2006“. *Welt der Slaven* LVII/2, 2012 (im Druck).

izučavaneto na južnoslavenske ezici, Sofija 1986. Etliche weitere Titel gerade aus jüngerer Zeit ließen sich noch ergänzen.

Beschlossen wird das Werk von einem Sachindex (S. 277–289), der leider auch die Personennamen enthält, die besser in einem eigenen Index untergebracht worden wären, und einem Autorenindex (S. 290–292). Unpaginiert folgen darauf noch die 18 schwarz-weißen Abbildungen, die in erster Linie (Titel-)Blätter aus Büchern, Zeitschriften und Handschriften wiedergeben.

Dem Verfasser ist insgesamt recht gut geglückt, was er sich im Vorwort (S. 9) vorgenommen hat, nämlich „einen sehr gedrängten Überblick über die Entwicklung der südslawischen Standardsprachen“ zu geben. Hierbei gilt in der Tat: „Ein derartiger Gesamtüberblick ist bisher nicht versucht worden.“ Trotzdem drängt sich dem Rezensenten, für den das Buch eine gelungene und gut lesbare Zusammenfassung all dessen aus dem Bereich der Südslavistik bot, was er im Studium einmal gehört hatte, schon die Frage auf, für welchen Leserkreis das Werk eigentlich geschrieben worden ist: Für interessierte Laien dürfte es zu speziell und zu gedrängt sein, für Studierende gibt es einen guten Überblick, aber letztlich zu wenig Hinweise auf weiterführende Literatur, während es Fachleuten (aus welchem Bereich der Südslavistik oder Balkanforschung sie auch immer kommen mögen) sicher nicht detailliert genug ist. So bleibt – wie so oft bei derartigen Überblicksdarstellungen – ein etwas zwiespältiges Gefühl zurück. Aber trotz dieser Einschränkung hinterlässt das Buch einen grundsätzlich positiven Gesamteindruck.

Halle (Saale)/Jena

HARALD BICHLMEIER

HAKAN KARATEKE, MAURUS REINKOWSKI (eds.): *Legitimizing the Order. The Ottoman Rhetoric of State Power*. Leiden: Brill 2005. 259 S. ISBN 978-90-04-14422-6.

Entstanden ist der Sammelband in Folge einer Konferenz an der Boğaziçi Universität im Juli 2001 in Zusammenarbeit mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft und mit Unterstützung des Orient-Instituts der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Gewidmet ist er Prof. Klaus Kreiser.

Nach Danksagungen und einer kurzen Einführung zum Thema und zu den verschiedenen Artikeln des Bandes von Hakan Karateke und Maurus Reinkowski, behandelt Hakan Karateke im Folgenden die Frage der Legitimierung des osmanischen Sultanats, und versucht dafür einen theoretischen Rahmen für die historische Analyse zu geben, wobei er sich hauptsächlich auf Norbert Elias und Max Weber bezieht.

Karateke führt aus, dass sich die Legitimierungsstrategien im Laufe der Zeit verändert, beziehungsweise auch vervielfacht haben. Niemals versuchten die Osmanen, sich auf den Propheten Mohammed zurückzuführen, auch nicht durch Heirat. Vielmehr blieben sie zunächst ihrer türkisch-nomadischen Tradition treu und führten ihre Genealogie auf Oguz Khan zurück, einer legendären Figur, die die Welt erobert und 24 türkische Stämme begründet haben soll. Nach der Eroberung Konstantinopels genügte diese nomadisch-genealogische Begründung der Herrschaft allmählich nicht mehr. Spätestens aber nach der Eroberung zahlreicher arabischer Gebiete Anfang des 16. Jahrhunderts fühlten sich die Osmanen gezwungen, sich ein „göttliches

Recht“ für ihre Herrschaft zuzulegen, und es tauchte seitens osmanischer Schriftgelehrter die Meinung auf, ein Kalif müsse seinen Stammbaum nicht unbedingt auf den Propheten Mohammed zurückverfolgen. Die osmanischen Sultane begannen nach dem Tod des letzten abbasidischen Kalifen al-Mutawakkil III (1538), den Kalifentitel schleichend zu usurpieren, obwohl er ihnen nie offiziell übertragen worden war. Außerdem erkoren sie sich zu den Wächtern von Mekka und Medina (obwohl kein einziger osmanischer Sultan je die Pilgerfahrt gemacht hat).

Es folgt der erste Teilabschnitt des Buches, der drei Artikel umfasst, die sich mit dem Konzept der „gut begründeten Ordnung“, *nizam-i alem*, beschäftigen.

Gottfried Hagen beleuchtet in seinem Beitrag die Fragen von Legitimität und Weltordnung, wie sie sich im Fall des Osmanischen Reiches darstellten. Die Vorstellung dieser „Weltordnung“ gründete auf der Idee einer sozusagen kausalen Harmonie, fundierend auf einem Zirkel aus Wohlstand, Gerechtigkeit und Ordnung. Dieses Konzept der „Weltordnung“ war jedoch eher für die Selbstlegitimation der osmanischen Elite wichtig und richtete sich eigentlich nicht an die Untertanen. In den zahlreichen Petitionen an die Sultane, die aus den verschiedenen Regionen des ganzen Osmanischen Reiches kamen, wurde auch fast nie darauf referiert. Und spätestens ab dem 18. Jahrhundert verlor diese traditionelle Vorstellung von harmonischer Gesellschaftsordnung auch immer mehr an Bedeutung.

Christine Woodhead beschäftigt sich in ihrem Artikel mit den Repräsentationsformen der osmanischen imperialen Autorität in der Historiographie des späten 16. Jahrhunderts, besonders in der Zeit Sultan Murads III. Er bestellte Historiker, die ihn weniger als militärischen Führer, denn als abgehobenen Regenten in seiner Überlegenheit darstellen sollten, der den Wohlstand des Reiches und des Volkes widerspiegelte.

Colin Imber schließlich behandelt Entwicklungen, die sich daraus ergaben. Er benutzt dabei den Terminus „Frozen Legitimacy“, um die osmanische Praxis zu beschreiben, Legitimationsinstrumente und -konzepte sozusagen einzufrieren und bei Bedarf wieder aufzutauen. Bis zum 16. Jahrhundert war es der „siegreiche Sultan“ am Schlachtfeld, danach spielte dieser Aspekt keine so große Rolle mehr, um bei den Jungtürken im 19. Jahrhundert wieder aufgetaut zu werden. Ähnliches geschah mit der Berufung auf die „noble, türkische“ Identität der Osmanen.

Der zweite Teilabschnitt des Sammelbandes, der ebenfalls drei Artikel umfasst, fokussiert die Fragen von Religiosität und Orthodoxie sowie deren Beziehung zu der Legitimierung der osmanischen Herrschaft.

Hakan Karateke untersucht, welche Rolle die Religion und die Religiosität als legitimierende Faktoren für die osmanischen Sultane spielten. Wie er bemerkt, dauerte es eher lange, bis der Sultan in seiner als geheiligter und von einer mystischen Aura umgebenen Person auch als eine solche ins kollektive Gedächtnis eingegangen ist.

Nabil al-Tikriti beschäftigt sich mit der Frage, wie Apostasie im Osmanischen Reich behandelt wurde, wie die Auseinandersetzung mit diesem Thema die islamische Identität des Osmanischen Reiches formte, und welche Rolle dabei *kala*, die theologische Disputatio, im Dienste des Staates einnahm. Sich unter anderen auf al-Ghazali (d. 1111) berufend weiteten osmanische Gelehrte den Begriff der Apostasie im 16. Jahrhundert so aus, dass nicht nur Individuen, sondern ganze Gemeinschaften damit belegt werden konnten, wenn es den politischen und militärischen Zielen ent-

sprach. Dies betraf vor allem die Kızılbaş-Alevi Gemeinden. Es entstand in diesen Zeiten auch die Ansicht, dass alle Feinde des Osmanischen Reiches auch Feinde des Islam seien.

Markus Dressler geht danach der „Erfindung“ der Orthodoxie auf den Grund, und wie sie sich aus der Auseinandersetzung sich widersprechender Ansprüche auf Autorität und Legitimation im Verlauf des osmanisch-safawidischen Konflikts entwickelte. Es waren eben die oben erwähnten Kızılbaş, die die osmanische Legitimität in Frage stellten. In Folge positionierten sich die Osmanen immer stärker als orthodoxe, sunnitisch-hanefitische Herrschaft.

Der dritte Abschnitt des Sammelbandes konzentriert sich auf die sogenannte „Krisenzeit“ des Osmanischen Reiches, nämlich auf das 18. und 19. Jahrhundert, und vor allem darauf, wie in diesen Jahrhunderten die Fragen der Legitimität behandelt wurden.

Suraiya Faroqhi beschäftigt sich in ihrem Artikel mit Beschwerden von Handwerkern an den Sultan im 18. Jahrhundert und mit der osmanischen Administration dieser Zeit. Im 18. Jahrhundert wurden die Möglichkeiten, sich mit Beschwerden direkt an die zentrale Administration in Konstantinopel zu wenden, ausgebaut und effizienter gestaltet. In dieser Zeit der Kriege, Unsicherheiten, ständiger Steuererhöhungen und Schwächung der Zentralmacht, sollte dies eine Art Gegenstrategie darstellen, um das Bild des Sultans als den „gerechten Herrscher“ aufrechterhalten beziehungsweise etablieren zu können.

Maurus Reinkowski behandelt die Korrespondenz osmanischer Bürokraten im 19. Jahrhundert und welche Einstellungen bezüglich „Staatssicherheit“ und „Wohlergehen der Untertanen“ sich daraus ablesen lassen. Auch in der Zeit der Tanzimat waren die Ideale *refah* (Wohlstand) und *asayiş* (Sicherheit und Ordnung). Bald setzte die Ansicht ein, dass Bedrohungen dieser Ordnung durch Reformen (*islah*) und letztlich durch Disziplinierung (*inzibat*) begegnet werden sollte.

Teyfur Erdoğan beschäftigt sich ebenfalls mit der osmanischen Bürokratie und dem Problem der Legitimation des Osmanischen Reiches, konzentriert sich jedoch auf die Zeit von 1876 bis 1922. Die Legitimität des Osmanischen Reiches war in dieser Periode geschwächt, weil es nicht gelungen sei, eine effektive Administration zu etablieren. Seitens Abdülhamid II geförderte Spannungen innerhalb der Bürokratie, Bestechlichkeit, Inkompetenz, Günstlingswirtschaft u.a. legten die Verwaltung teilweise lahm.

Es folgt eine Bibliographie, die dankenswerterweise alle in den verschiedenen Beiträgen enthaltenen Literaturverweise enthält. Auch der Index der Namen und Orte sowie der Personenindex umfassen alle Beiträge und führen so die einzelnen Beiträge zu einem Ganzen zusammen.

Die Artikel umspannen also einige Jahrhunderte und liefern Aspekte einer sich wandelnden Erklärungsweise der Legitimierung, beziehungsweise der verschiedenen Legitimierungsversuche der osmanischen Herrschaft. Diese Legitimierungskonzepte stellen ein Thema dar, dem seit einigen Jahren verstärkt Aufmerksamkeit gewidmet wird. So befasst sich beispielsweise auch Selim Deringil in seinem 1998 in London erschienenen „*The Well-Protected Domains. Ideology and the Legitimation of Power in the Ottoman Empire 1876–1909*“ mit Fragen ideologisierender Legitimation.

Das vorliegende Buch betrachtet die Frage der Legitimierung der osmanischen Herrschaft aus der Sicht- und Argumentationsweise des „osmanischen“ Islam. Ein wichtiger Punkt bleibt unberücksichtigt, nämlich wie und in welcher Art und Weise diese Legitimierung, beziehungsweise diese Legitimierungsversuche von den nicht-muslimischen und/oder nicht-türkischen Teilen der Bevölkerung des Osmanischen Reiches internalisiert wurden. Die Herausgeber des Buches sind sich dieses Mangels wohl bewusst. Hakan Karateke schreibt in seinem einführenden Kapitel, nachdem er zwischen der religiös begründeten normativen Seite und der faktischen Seite der Legitimität der osmanischen Herrschaft unterscheidet, dass im Falle der Nichtmuslime wohl von einer „tolerierten Legitimität“ gesprochen werden könne, indem die normativen (i.e. religiösen und/oder ethnischen) Begründungen zwar nicht geltend waren, wohl aber die faktischen. Eine spezifische Autorität sei begründet worden, die seitens der Nichtmuslime entweder durch pure Angst oder auch durch Selbstinteresse akzeptiert worden wäre.

Ansonsten bleibt das Buch in seiner Fragestellungen nach Legitimität ganz der osmanischen, innerislamischen Argumentation verpflichtet. Es steht also noch aus, diese Fragestellungen auch aus der Sicht des „Anderen“, beispielsweise der diversen nicht-muslimischen Kommunitäten, der Kızılbaş-Alevi Gemeinden, aber auch anderer muslimischer Ethnien, wie beispielsweise der Araber, vergleichend zu untersuchen.

Wien

HEIDEMARIE DOGANALP-VOTZI

KLAUS BOCHMANN, HEINRICH STIEHLER: *Einführung in die rumänische Sprach- und Literaturgeschichte* (= Bibliographica et Fundamenta Romanica, 6). Romanistischer Verlag; Bonn 2010. 263 S., 6 Karten, ISBN 978-3-86143-191-6.

Selten hat sich der Rezensent auf das Erscheinen eines Buches derart gefreut wie im Falle dieser Einführung! So sehr man die Verdienste von Klaus-Henning Schroeder um die Rumänistik auch loben muss – die beiden Autoren tun dies selber in ihrem Vorwort –, so bleibt doch festzuhalten, dass seine *Einführung in das Studium des Rumänischen. Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte* aus dem Jahre 1967 nicht nur daran litt, mehr als 40 Jahre alt zu sein, sondern auch an dem Umstand, dass es niemals zu einer Neuauflage, und sei es nur einer unveränderten, gekommen ist. Wer dieses (in weiten Teilen auch heute noch gewinnbringend zu lesende) Werk sein Eigen nennen wollte, musste sich zum Antiquar seines Vertrauens begeben. Diese Zeiten sind nun vorbei – Klaus Bochmann und Heinrich Stiehler ist es gelungen, einen würdigen und sehr eigenständigen Nachfolger zu verfassen, der seinerseits als Maßstab für etwaige spätere Publikationsprojekte dienen kann.

Dabei gibt es einen schon auf den ersten Blick gravierenden Unterschied – wo Schroeders Werk „Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte“ in sich vereinte, haben Bochmann und Stiehler „Sprach- und Literaturgeschichte“ verfasst. Der linguistische Zugriff auf das Rumänische ist ein klar diachroner; Tabellen mit Paradigmen oder mit der Darstellung unregelmäßiger Verben fehlen völlig. Und beide Autoren bekennen sich im Vorwort zu einer „soziolinguistischen bzw. literatursoziologischen Perspektive“ (S. 5). Der Blick auf die rumänische Philologie wird daher in eine be-

stimmte Richtung gelenkt und eingeschränkt. Das tut dem Band aber keinen Abbruch, denn Klaus Bochmann flicht an mehreren Stellen Beschreibungen des aktuellen Rumänisch ein, und Heinrich Stiehler erspart dem Leser durch seinen literatursoziologischen Ansatz jede Form literarischer Heldenverehrung – bei ihm ist Mihai Eminescu ein, wenn auch zentraler, Teil der Junimea und nicht der einsame Titan auf den Gipfeln der rumänischen Literatur.

Der Band beginnt mit der kurzen Einleitung „I. Was für eine Sprache ist das Rumänische?“ (S. 9–13), in dem Klaus Bochmann die gängigen Einteilungssysteme für die romanischen Sprachen nebst der Stellung des Rumänischen in diesen präsentiert. Hierauf folgt Abschnitt „II. Wie das Rumänische zu dem geworden ist, was es heute ist“ (S. 14–132), ebenfalls von Klaus Bochmann verfasst. Dieser Abschnitt ist in 11 Kapitel eingeteilt, die in sich wiederum untergliedert sind und so die rumänische Sprachgeschichte von der Romanisierung der römischen Provinzen an der Donau bis hin zu aktuellen Tendenzen der Sprachnormierung in Rumänien in gut zu bewältigenden Portionen darbieten. Dabei bleibt Bochmann bei strittigen Themen wie der rumänischen Ethnogenese und der damit verbundenen Frage nach dem Ort der Entstehung des Frührumänischen gelassen und plädiert für eine Lösung, die den gesamten unteren Donaauraum ins Auge fasst. Soweit möglich, wird die Entwicklung von Morphologie, Syntax und Phonetik des Rumänischen rekonstruiert und an vielen Beispielen aus der Dialektologie präzisiert. Die einzelnen Kapitel sind von annähernd gleicher Länge, so dass der frühen Sprachgeschichte derselbe Raum, und damit dieselbe Wichtigkeit, zugestanden wird wie den neueren Epochen der Sprachgeschichte.

Heinrich Stiehlers Abschnitt ist schlicht „III. Literatur“ (S. 133–226) überschrieben. Auch sind die 12 Kapitel seines Abschnitts nicht weiter unterteilt und im Wesentlichen nach literarischen Strömungen bzw. auch für die Literatur bedeutsamen Epochenabschnitten benannt. Da Stiehler keine Huldigung der großen Meister betreibt, sind seine Kapitel teils erfreulich innovativ. Kapitel 3 heißt „Von Neacșu zu Cantemir: Schriftsprache und ‚implizite‘ Literatur“ (S. 146–153), dem das Kapitel „Gibt es eine rumänische Aufklärung? Phanarioten und Latinisten im 18. Jahrhundert“ (S. 154–163) folgt. Und so wird nicht nur sehr überzeugend die rumänische Schriftlichkeit vor der „eigentlichen“ Literatur gewürdigt, sondern auch die Person und das Werk Dimitrie Cantemirs aus der Betrachtung des 18. Jahrhunderts genommen. Damit ist der Blick frei auf die Phanarioten und ihren Beitrag zum rumänischen Geistesleben, der hier gleichberechtigt neben der Siebenbürgischen Schule steht. Sonst ist man es eher gewohnt, die Phanarioten in der Literaturgeschichte auf ihren (angeblichen) gräzisierungsfördernden Einfluss reduziert zu sehen.

Die letzten 36 Seiten gehören den „IV. Anmerkungen“ (S. 227–246; 392 an der Zahl), dem „V. Personenverzeichnis“ (S. 247–256) und dem „VI. Kartenanhang“ (S. 257–263). Ein Orts- oder Sachregister gibt es nicht, doch hilft das gut gegliederte System des Buches, welches auch vom Inhaltsverzeichnis genau wiedergegeben wird, sich so weit zu orientieren, dass die Suche nach einem bestimmten Begriff nicht allzu sehr ausufert.

Die technische Seite des Bandes ist schlicht, aber solide zu nennen, was letztlich auch den moderaten Preis von 19,80 € möglich macht. Höchst erfreulich ist der Umstand, dass rumänische Zitate stets ins Deutsche übersetzt werden, wodurch der Band auch für einen Anfänger problemlos zu nutzen ist. Am Ende jedes Kapitels findet der

Leser eine kurze Bibliographie mit weiterführender Literatur. Offenbar wurde sorgfältig lektoriert, denn unerfreuliche Druckfehler oder falsch positionierte Diakritika sind dem Rezensenten so gut wie gar nicht aufgefallen. Was zur Schreibung „Jași“ (S. 122 und 130) führte, dürfte indes ein Geheimnis bleiben, vor allem, da es auf derselben S. 130 an anderer Stelle zwar korrekt „Iași“ heißt, dafür aber ein „Jorgu Jordan“ seinen Auftritt hat ... Höchst selten ist die verwendete Terminologie inkorrekt, so wenn auf S. 156 auf einmal von „phanariotischen Prinzen“ die Rede ist, wo doch Voievode oder Fürst die korrekten Termini sind und ansonsten auch verwendet werden.

Die Vorfreude auf diesen Band war also, um dies als Einleitung für das Fazit zu verwenden, nicht umsonst – Klaus Bochmann und Heinrich Stiehler ist eine vorzügliche Einführung in die rumänische Sprach- und Literaturgeschichte gelungen. Sie ist gut lesbar, setzt ihre ganz eigenen Akzente und ist von der ganzen Gestaltung her (bis hin zum Preis) auf Studienanfänger bzw. einen an der rumänischen Philologie interessierten weiten Leserkreis zugeschnitten. Für die nächsten 40 Jahre wären wir demnach bestens versorgt.

Regensburg

PETER MARIO KREUTER

THEDE KAHL, DORIN LOZOVANU et al.: *Ethnisches Bewusstsein in der Republik Moldau im Jahr 2004, Begleittext zum Kartenblatt im Atlas Ost- und Südosteuropa, Aktuelle Karten zu Ökologie, Bevölkerung und Wirtschaft*. Deutsche Fassung von Valeria Heuberger, Peter Jordan, Thede Kahl, Dorin Lozovanu, ÖAW Österreichische Akademie der Wissenschaften – AOS Atlas of eastern and southeastern europe, Karte Nummer 2.10 – MD1. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2009. 79 S. ISBN 3-443-28529-5.

Dieser Atlas enthält einen dt.-engl. Textteil (im Folg. wird nur der dt. Text berücksichtigt) sowie getrennt eine auffaltbare (geograph.) Karte entsprechend der Verwaltungsgliederung von România (östl. Teil mit der Moldau), der Republica Moldova und eines Teils der östl. angrenzenden Ukraïna, Maßstab 1:600.000, mit den „Völker[n] und ethnische[n] Gruppen (nach dem Bekenntnis)“ (Stand 1.3.2004); Kartenredaktion S. Aigner, Th. Kahl, F. Partl, EDV Bearbeitung BI&MA, Bratislava; E. Hrivnáková, Druck: Leukauf, Wien; in Kommission bei Gebr. Borntraeger Verlagsbuchhandlung, Berlin-Stuttgart 2009.

Im einführenden Kapitel „Vorbemerkungen zu Objektivität und Methodik von Karten des nationalen/ethnischen Bewusstseins“ (S. 3ff.) wägt P. Jordan zunächst die Kriterien ab, nach denen die Befragten in den offiziellen Erhebungen ihrer subjektiven und auch wechselnden Zuordnungen zu einer bestimmten ethnischen Gruppe erfasst und kartographisch dargestellt werden können, § 1.1 „Subjektive Zuordnung als Objekt der Darstellung“; dies bedeutet im Wesentlichen, dass nationale und ethnische Gruppen keine nach objektiven Merkmalen feststellbare Sachverhalte spiegeln; die individuelle Selbstzuordnung erfolgt zwar oft nach objektiven Merkmalen wie Sprache oder Religion, wird aber auch unter Einfluss der Familientradition, Erziehung, Prestige- oder Opportunitätsdenken durchkreuzt; daher ergeben sich grundsätzlich subjektive Zuordnung nach verschiedenen Gesichtspunkten, die objektiven

Merkmale durchaus widersprechen, wenn politische und gesellschaftliche Umstände sich ändern [dafür ein kleines Beispiel aus der Erfahrung des Rez.: Roma, die bei zufälligem Gespräch in Deutschland einmal nach ihrer Herkunft befragt wurden, bezeichneten sich, im Beisein eines rumän. Kollegen, dessen Identität sie aber nicht erraten konnten, schlicht als „Rumänen“]. Jordan erläutert die Problematik der kartographischen Darstellung der nach dem offiziellen Zensus ausgewerteten (Selbst-) Zuordnungen (§ 1.2) „Filter zwischen Objekt und [demoskopisch-ethnische] Karte [des Atlas]“, wo es darum geht, durch eine dreifache Filterung solche [subjektiv motivierten] ethnischen Zuordnungen auszuschließen und das tatsächliche national-ethnische Bewusstsein graphisch darzustellen; folgende Filter sind laut Jordan vorgealtet: zunächst die Bereitschaft, das national/ethnische Bewusstsein offen und ehrlich kundzutun – eine Bereitschaft, die „unter repressiven politischen Umständen oder wenn es um die Zuordnung zu wenig angesehenen oder diskriminierten Gruppen geht ...“ gering sein kann; zweiter Filter: „die durch die Behörden gewählte Methodik der Zählung und Datenauswertung. Sie kann zwischen den Möglichkeiten der Wahl unter vorgegebenen Zuordnungskategorien und der freien Angabe beliebiger Zuordnungen, zwischen schriftlicher und mündlicher Befragung variieren“. Jordan meint, dass unsichere/schwankende Personen – wie bei der in Rumänien üblichen mündlichen Befragung – in die „politisch korrekte“ Zuordnung gelenkt werden könnten [einfacher gesagt: der Bürger weiß, welche Antwort er einem Staatsorgan in einer solchen Situation zu geben hat], oder die Behörde fasst bei der Daten-Auswertung einzelne ‚kleinere‘ Kategorien zusammen, so die rumän. Praxis, bei der die (exterritorialen) Gruppen der (süddanubischen) Aromunen oder Meglenoromunen als „Rumänen“ zusammengefasst würden, eine Praxis, die auch in der Republik Moldau und in der Ukraine üblich sei; dritter Filter: „die Methodik der kartographischen Darstellung“; Karten hätten die Möglichkeit, Daten nach Durchgang durch die beiden ersten Filter – wodurch sie auch verzerrt sein könnten – objektiv und neutral wiederzugeben; Karten seien allerdings immer auch „inhaltlich reduzierte Abbilder der Wirklichkeit. Sie müssen dem Maßstab entsprechend generalisieren und können daher oft kleinste Einheiten und geringfügige Unterschiede nicht erfassen. Das kann sich zum Nachteil mancher nationaler/ethnischer Gruppen auswirken“ (S. 3, § 1.2). Prinzipielle Problematik: laut Jordan böten Karten „auch ein weites Feld von Möglichkeiten zur absichtlichen (manipulativen) oder unabsichtlichen (durch nicht fachgerechte oder nachlässige Anwendung der Methodik herbeigeführten) Verzerrungen der verwendeten Datengrundlage“. Diese Verzerrungen seien für den Leser der Karten oft nur schwer durchschaubar und umso gefährlicher, als den Karten im Unterschied zu Texten [ist gemeint: der ethno-soziolektalen Beschreibung?] eine „größere Nähe zur ‚Wirklichkeit‘, ein höherer Wahrheitsgehalt zugebilligt wird“.

In § 1.3 (S. 3) wägt Jordan die „Stärken und Schwächen der grundlegenden auf ethnische Karten anwendbaren kartographischen Methoden“ gegeneinander ab: Flächenmethode, Punktstreuung, Diagrammmethode (S. 4–6); letztere „verbindet als einzige Absolut- mit Relativwertdarstellung. Aus der Größe einer Diagrammfigur (z.B. eines Kreises) und deren Aufteilung in (z.B. farbige) Sektoren kann sowohl die absolute Zahl einer nationalen/ethnischen Gruppe als auch deren Anteil an der Gesamtbevölkerung einer Siedlung oder einer Verwaltungseinheit genau abgelesen werden“. Diese Kreise sind hier auf der Karte *Ethnisches Bewusstsein 2004* in unter-

schiedlichem Radius, entsprechend des Bevölkerungsanteils aller Orte, Städte oder kommunalen Einheiten der Republik Moldau, mit Nennung der Ortsnamen, entweder neben oder bei ausreichender Größe innerhalb der Diagrammfigur/Kreis eingezeichnet. Dasselbe gilt für das westlich angrenzende Gebiet Rumäniens, wie auch für die östlich angrenzende Ukraine; in der außerhalb der Karte angelegten Legende ist die Größe der Kreise entsprechend der geogr. Orte/Städte bzw. als Verwaltungseinheiten erfassten Kreise der Gesamtbevölkerung von der kleinsten Diagrammfigur mit 151 erfassten Informanten/Bewohnern bis hin zum größten Kreis der moldawischen Hauptstadt Chişinău mit 712.218 Bewohnern mittels eines „gleitenden Signaturschlüssels“ ablesbar; hier hätte sich der in der Kartographie ungeschulte Kartenleser den Hinweis zum Einsatz dieses Schlüssels gewünscht (nach schulerprobter Methode hätte man mittels eines Zirkels den Radius entsprechend der in der Legende eingetragenen Kreisdiagramme abgesteckt); da die Diagrammfigur für Chişinău wegen ihrer im Vergleich zu Bălţi, Ribniţa oder Tîrnauca/Tiraspol (um nur die auf den ersten Blick erkennbar größeren Kreise in Moldawien oder für Iaşi, Rumänien, zu nennen) ungleich höheren Bevölkerungszahl einen überproportional großen Kreis verlangt hätte, wurde das Kartensegment für Chişinău außerhalb, an den Rand des topographischen Feldes der Karte gelegt. Das Diagramm Chişinău ist eingeteilt in 5 unterschiedliche Kreissegmente (*infra*), die proportional die fünf Bevölkerungsgruppen (und damit weitgehend auch die Sprachen) spiegeln: Moldauer, Rumänen, Ukrainer, Russen und Sonstige (laut Legende: „die genannten oder andere Gruppen, wenn sie zusammen den Mindestanteil [scil. der Bevölkerung] von 3% erreichen“).

Die Darstellung aller im Bereich der drei Länder erfassten *municipiu*, oraş, *comună* (rumän. Singular) in Form von kolorierten Kreisen (einschließlich des proportionalen Anteils ethnischer Minderheiten, ebenfalls in eigener Farbtonung) stellt eine typographische Meisterleistung dar. Dabei überlappen sich, wie etwa im Falle des Großbereiches von Iaşi (in der rumän. „Moldau“), mehrere kleinere Kreise wie Miroslava, Redin, Aroneanu, Golăeşti, Holboca, Tutora, Tomeşti, Bârnova und Ciurea entsprechend ihrer ethnischen Übereinstimmung mit dem Kreis Iaşi, reichen dort auch über ihn hinaus, wo sie eigenen Kommunalgrenzen folgen. Dieser Kreis ist, mit Ausnahme der südlichen *comună* Ciurea, wo ein kleines Kreis-Segment in dunkelbrauner Farbe (Nr. 12 der Legende) einen kleinen Anteil von Roma (Selbstzuordnung) verzeichnet, ethnisch homogen „Rumänisch“; der auf der Karte erfasste Bereich der rumän. Moldau ist – bis auf drei kleine Kreise mit einem Anteil von Russen/Lipowanern sowie weiteren Gebieten im Süden mit unterschiedlichem Anteil von Roma – wie Iaşi, weitgehend homogen (Farbe Nr. 9, hell-lila für „Rumänen“); eine Ausnahme bildet ein weiteres kleines Segment mit der Farbe 12. Hier stellt der Laie die Frage nach der Quantifizierung/Lesbarkeit eines solchen Kreissegmentes, proportional zum ganzen Kreisinhalt. Im Falle von Ciurea sieht man – rein optisch/chromatisch – einen relativ schmalen Anteil der Farbe 12, woraus auf einen geringeren Anteil der betreffenden ethnischen Minderheit zu schließen ist; während man in der südlichen Moldau, so in Brăhăşeşti, die Farben 12 : 9 jeweils die Hälfte des (Orts-)Kreises ausmachen, nimmt im Süden, in Slobozia Bradului, die Farbe 12 – geschätzt – fast 3/4 ein. Kehren wir nach Iaşi zurück: hier überlappt sich der Kreis über die Nationalgrenze zu Moldawien mit dem Kreis Ungheni, der mit Farbe 10 „Moldauer“ (einem hellen Orange gegenüber der lila-rötlichen Nr. 9 der Rumänen)

insgesamt für den überwiegenden Teil der Republik leuchtet. Innerhalb des Kreises Ungheni, östlich der Grenze, finden sich zwei Segmente, Nr. 6 (hellblau) „Russen“ und 8 (grün) „Ukrainer“; die Farbe Grün deckt weitgehend die ukrain. Kreise; Nr. 8 füllt auch im nördl. Bereich Moldawiens, in den Kreisen wie Mihăileni, Halahora de Sus oder Bălcești fast den ganzen Kreis aus, wobei Nr. 10, „Moldauer“, nur einen geringen Anteil innehat.

Beachtung verdient vor allem der Kreis Chişinău, etwa in der Mitte der Karte durch einen Punkt verortet: rund 3/4 Moldauer (Nr. 10), ein größeres Segment Farbe 6, Russen, etwa die Hälfte im Vergleich zu den Russen umfasst Nr. 8, Ukrainer, dazu Nr. 9 Rumänen, etwa gleichberechtigt mit Nr. 16 „Sonstige“. Exemplarisch für die gemischte ethnische Zusammensetzung sollen noch die beiden folgenden Kreise vorgestellt werden: ungefähr im nordwestl. Gebiet das Munizipium (Verwaltungseinheit/Großstadt) Bălţi mit neun, über die Stadt hinausreichenden, kleineren Kreisen, mit Farbe 10 zur Hälfte den Moldauern überlassen, im Südosten des Kreises etwa 1/4 Ukrainer, nordöstl. ein weiteres Viertel Russen und ein nördl. Segment mit „Sonstigen“.

Zwei weitere gemischte Bereiche im Südosten zur mold.-ukrain. Grenze hin, links und rechts des Nistru gelegen, heben sich um Tiraspol Nou (Novo-Tirapolski) und Tîrnauc (Ternovka) heraus mit größerem Anteil an Russen, dann Ukrainern, für beide Kreise, vor allem im Westen von Tîrnauc, auch mit einem Anteil an Moldauern; hinzukommen mit Farbe 5 (lindgrün) Bulgaren sowie jeweils ein Segment 15, „nicht deklariert“ und 16 Sonstige; gerade das Segment 15 ist für die Hauptstadt Tiraspol und Umgebung der sog. Transnistrischen Region aufgrund ihres politisch-kulturell ungeklärten internationalen Status nicht verwunderlich; es dürfte sich hier um eine größere Bevölkerungsgruppe handeln, die infolge von Herkunft und/oder familiärer Mischung eine genaue ethnische Selbsteinschätzung wie auch die damit verbundene sprachliche Selbstzuordnung im dominanten mold.-ukr. Umfeld nicht treffen wollte bzw. nicht konnte. Die in der Legende angeführte Splittergruppe der Albaner (hellrot, Nr. 1) der „Indogerm. Familie“ [zählen die übrigen, wie Rumänen oder Slawen nicht hierzu?] findet man in der südl. Ukraine im Kreis Žovneve mit etwa 50%, neben Gagausen (Nr. 14) und Bulgaren (Nr. 5) – eine exotische Ansiedlung, ebenso für die Griechen, die im Kreis Veselij Kat (südl. Ukraine) etwa 1/4 des Kreises belegen. Die siedlungspolitischen Besonderheiten, unter denen sich diese Diaspora herausgebildet haben mag, wären (soweit nicht bereits geschehen) vor Ort und Stelle zu klären; aus der vorliegenden Karte sind sie nicht abzulesen. Aus soziolinguistischer Perspektive stellt sich aber – ohne zu spekulieren – die Frage nach der sprachlichen Resistenz beider Sprachen im dominanten Umfeld der Staatsprache. Auf diesen Punkt hatten die Verf. der Karte aber nicht einzugehen.

Entsprechend der nach der o.g. Diagrammmethode dargestellten Relation der ethnischen Zuordnung und deren Benennung nach einem Mindestanteil von 3% wird mit dem schmalen Kreissegment „Sonstige“ zweifellos auch der dt. Anteil abgedeckt, der in Tab. 6 „Ethnische Struktur der *Dnjestr-Republik*“ (S. 21) auch genannt wird: der Anteil Deutsch[e] absolut: 2.071 (die Farbe Nr. 11, hellblau für „Deutsche“, findet sich auf der Karte im Gebiet der Rep. Moldova nicht) unter Gesamt Einwohnern/Befragten 555.347 innerhalb Transnistriens (Russen 168.678, Ukrainer 160.069, Moldauer 177.382 u.a.) beträgt in Tiraspol 723 dt. Einwohner, der Rest Dt. verteilt

auf sechs weitere Bereiche, unter denen Slobozia mit 496 einen zweiten ‚Höhepunkt‘ erreicht (insgesamt sind für Transnistrien, neben Deutsch[en] noch 6.924 „Sonstige“ verzeichnet; offizielle Zählung 2004); Deutsche finden wir laut Tab. 8 „Größere national/ethnische Gruppen in der Ukraine 1989 und 2001“ (S. 25) auch in der Ukraine unter Einwohnern insgesamt: 48.052 Mio., Ukrainer 37.541,7 Mio. (= 77,8%), Russen 8.334,1 Mio. (= 17,3%), Weißrussen 275.800 (= 0,6), Moldauer 258.600 (= 0,5) Deutsche 33.300; weiter die in der Legende (Farbe 2, rot) genannten Armenier, Anteil 99.900; weitere Gruppen: Juden 103.600, Georgier 34.200, alle in Anteilen von >1 %; ein letzter Blick gilt dem Südosten Moldawiens mit dem in seinen Grenzen hellrot (Farbe 14) markierten autonomen Gebiet der Altai-Türk-Gruppe der Gagausen (mold. Găgăuzia/ türk. Gagauz-yeri/ ukr. Gagauzija); mit der orange-hellen Farbe Nr. 10 der Moldauer und der jenseits der mold.-ukr. Grenze kolorierten Farbe Nr. 8 der Ukrainer kontrastiert das Hellrot der Gagausen in Moldawien in optisch markanter Abtönung; in diesem Gebiet überwiegt das Hellrot der Gagausen zu fast 90% (geschätzt).

Die für Rumänien (im Bereich der Moldau), Moldawien und die Ukraine gewählten Farbtöne zur Markierung der ethnischen Bezugseinheiten/Kreise erlauben – wie hier für einige Kreise exemplarisch vorgeführt – eine kontrastive Schau der großräumlichen ethnischen Zuordnung innerhalb der nationalstaatlichen Grenzen; die von den Verf. gewählte aufwendige Kreisdarstellung in differenzierter Chromatik bietet dem (im Kartenlesen) ungeübten Interessenten eine ausgezeichnete Übersicht über die ethnische Verteilung in den untersuchten Gebieten (bezogen auf die demoskopischen Umfragen/Auswertungen des Jahres 2004, innerhalb der Staatsgrenzen vom 1.3.2004), die – nach intuitivem linguistischen Verständnis – zweifelsfrei mit dem Bekenntnis zur sprachlichen Selbstbestimmung korrelieren dürfte. Kommt man als Ausländer zum ersten Mal etwa nach Bălți und hat man die Gelegenheit, mit Moldauern zu sprechen, so hört man dasselbe Moldauisch/Rumänisch, das man westlich des Pruth, etwa in Iași, schon immer gehört und nachgesprochen hat. Mit Blick auf die (offiziell aufgelistete) demoskopische Verteilung aus dem Jahr 2004 darf man die jahrelange propagierte Pseudo-Erkenntnis einer angeblich neuen „romanischen Sprache“, die sich unter russischen Kultureinfluss in der (vormaligen) Sowjetrepublik herausgebildet habe, eine „limba moldovească“, als eine linguistisch verbrämte Polit-Propaganda bewerten, die sich längst ad absurdum geführt hat; auch konnte die Schreibung von Zeitung und anderen Texten aus dem Alltag der mold. Sowjetrepublik (MSSR) in Kyrillica diesem Phantom kein Leben einhauchen¹. Mit dem schlichten Hinweis auf den sprachlichen Alltag in Moldawien hat – umgekehrt – niemand die Existenz oder den Wert der Sprachen der ethnischen Minderheiten in Frage gestellt, schon gar nicht des Russischen.

1 Vgl. dazu, einschließl. der russ. Literatur vor 1989: HEITMANN, Klaus: „Rumänisch: Moldauisch/Moldave“, in: *Lexikon der Romanistischen Linguistik* (LRL), Band 3, 1989, § 206, S. 508–521; für die politische Zeitenwende nach 1989 ders.: 1998, *Limba și politică în Republica Moldova*, Chișinău; s. auch die Bibliographie im Begleitband zur Karte S. 69–78; aus eigener bilingualer mold.-russ. Kompetenz mit dezidiertem Kritik an der sowjet. Sprachthese: BOJOGA, Eugenia: „Limba „moldovenească“ și integrare europeană?“, in: *Contrafort* (Chișinău) 7–8 (141–142), iulie-august 2005, Editorial.

Nur, welche Sprache spricht ein Moldauer, der neue Staatspräsident (März 2012), wenn er mit einem Fremden spricht, oder wenn er in das Ausland fährt? Spricht er nicht gerade Russisch, heute bevorzugt wohl Englisch, bedarf es dann nicht der Hilfe eines Dolmetschers, um einem Ausländer, der gerade in Chişinău weilt und sein erlerntes Rumänisch ‚an den Mann bringen will‘, jene neue Sprache in das Rumänische zu übersetzen? Sollte man dieses Szenario ernsthaft in Erwägung ziehen, dann besteht Rez. darauf, seine hier anstehenden Sätze in ganzer Österreichischer Sprache zu lesen, um sie dann in das Deutsche übertragen zu lassen!

Man wird bei dieser Gelegenheit den Romanisten Eugenio Coseriu, geboren in Besarabien, als berufenen Verteidiger seiner Muttersprache Rumänisch in ihrer moldauisch-besarabischen Dialektvariante und als vehementen Kritiker jener abstrusen Sprachthese zitieren dürfen:

„A promova sub orice formă o limbă moldovenească deosebită de limba română este, din punct de vedere strict lingvistic, ori o greşeală naivă, ori o fraudă ştiinţifică; din punct de vedere istoric şi practic, e o absurditate şi o utopie; şi din punct de vedere politic, e o anulare a identităţii etnice şi culturale a unui popor şi, deci, un act de genocid etnico-cultural.“²

[Eine wie auch immer vom Rumänischen unterschiedene moldauische Sprache zu fördern, ist unter streng linguistischem Gesichtspunkt entweder ein naiver Fehler, oder eine wissenschaftliche Unterschlagung; in historischer und praktischer Hinsicht ist es eine Absurdität und Utopie, aus politischer Sicht ein Auslöschen der ethnischen und kulturellen Identität eines Volkes und von daher ein ethnisch-kultureller Genozid.]

Auf die allfällige Frage nach dem Einsatz der Umgangssprache in Relation zur jeweiligen ethnischen Selbstbestimmung findet man in der Tab. 5 „Bevölkerungsstruktur nach nationaler/ethnischer Zuordnung und Umgangssprache in der Republik Moldau (außer „Dnjestr-Republik“) nach dem amtlichen Zensus der Republik Moldau 2004“ (S. 20) interessante Zahlen, die die übliche Annahme nach einer auf ethnisch-sprachlichem Bewusstsein begründeten Identität nicht in vollem Umfang zu bestätigen scheint: unter Gesamt 3.383.332 Mio. Bewohnern finden sich 2.564.849 (ethnische) Moldauer, von denen sich 1.949.318 zu Moldauisch-Sprechern bekennen (von Moldauisch-Sprechern Gesamt 1.988.540, verteilt auf sechs weitere Gruppe wie Ukrainer, Russen, Gagausen, Rumänen, Bulgaren, Sonstige); 128.372 Moldauer geben Russisch (von Russisch Gesamt 540.990) als Umgangssprache an, wobei hier die im familiären, schulischen oder gerade auch im Alltag erworbene wechselseitige bilinguale Kompetenz notiert wird; berücksichtigt man die Umgangssprache Rumänisch, so sind es 475.126 Moldauer (neben den 73.276 Rumänen mit 69.936 Rumänisch-Sprechern), die sich hier eingetragen haben; die genannte Sprachverteilung über (ethnische) Moldauer Gesamt 2.564.849 ist somit – einschließlich Moldauisch-Sprechern (1.949.318), Russisch (128.372) und Rumänisch (475.126) – bis auf minimale Splittergruppen wie Gagausisch, Bulgarisch, Sonstige rein statistisch wieder abgedeckt; nun dürften jene

2 COSERIU, Eugenio: „Die östliche Latinität“, in: H. Förster, H. Fassel (Hrsg.): *Kulturdialog und akzeptierte Vielfalt? Rumänien und rumänische Sprachgebiete nach 1918*, Stuttgart 1999, S. 197–214, S. 213; zit. nach *sintagmele*, Revistă a Universităţii de Stat „Alec Russo“ din Bălţi, Anul II, nr. 7–10, 2011, p. 24 (Übersetzung Rez.).

475.126 Moldauer das soziolinguistische Interesse wecken, die eben „Rumänisch“ (wie die Mehrzahl der 73.276 ethn. Rumänen) als Umgangssprache angeben. Man darf davon ausgehen, dass sie diese Angabe in doppelter Hinsicht gewählt haben, einmal im Wissen um die sprachgeschichtliche Identität von „Moldauisch-Rumänisch“, was zweitens auch auf die bewusste Ablehnung einer sprachlichen ‚Besonderheit‘ des Moldauischen schließen lässt. Im Umkehrschluss kann freilich den 1.949.318 „Moldauisch-Sprechern“ nicht die kritiklose Übernahme dieser Sicht unterstellt werden, da hier möglicherweise die Erinnerung an den Namen der Region Moldau in ihrer früheren Ausdehnung immer noch lebendig ist und die schlichte Adjektiv-Ableitung (fem.) „moldovenească“ von Republica Moldova kein sprachlich-terminologisches Problem darstellte und von daher wohl kaum als eine (politisch) widersprüchliche Bezeichnung empfunden wurde. Die nächst größere Gruppe in Moldawien nach den Moldauern sind die Ukrainer mit Gesamt 282.406 Bewohnern, von denen sich aber weniger als die Hälfte, 118.699, mit Ukrainisch outen (von gesamt 130.144 Ukrainisch-Sprechern); dagegen spricht mehr als die Hälfte der Ukrainer, 141.206, Russisch als Umgangssprache (von Gesamt 540.990 Russisch); wie zu erwarten, erfährt Russisch die höchste ethno-sprachliche Identität: unter 201.218 Russen gesamt bekennen sich 187.526 zu Russisch als Umgangssprache (womit nicht nur die ethn. Abstammung, sondern zugleich auch die politische Bindung/Zugehörigkeit zu Russland demonstriert wird; daraus ist für den Außenstehenden aber kein Einblick in die Motivation für die im Alltag praktizierte bilinguale russ.-mold. Kompetenz abzuleiten, was auch für die Bevorzugung der (ethn.) Ukrainer für das Russische gilt; welche Funktion hat diese Umgangssprache, bei welcher Gelegenheit wird sie verwendet, wie spricht man zuhause? Reklamieren die Sprecher hier bewusst (und aus linguistischer Sicht mit voller Berechtigung) ihre zwei- oder auch mehrsprachige Kompetenz, d.h. Moldauisch als Nationalsprache und Russisch als die Sprache einer (nach wie vor?) politisch-kulturell dominanten Minderheit? Wird damit – unabhängig davon ob gezielt oder unbewusst – auch eine politische Einstellung signalisiert? Nun gilt – laut ethnischer Karte und erwähnten Tabellen – die sprachliche Kombination Mold.-Russ.-Ukr. u.a. bevorzugt in den größeren Ballungsgebieten von Bălți, Rîbnița, Chișinău oder Tiraspol und wäre damit zugleich auch als politisch-soziales Moment zu werten.

So spiegelt diese Ethnische Karte zweifellos das Ergebnis einer langjährigen Symbiose aus den Jahren der MSSR (ohne dass die Hrsg. ihre Karte auch nur im Ansatz als Basis für sprachpolitische Bewertungen konzipiert hätten; diese hat der Leser/Interpret zu verantworten). Nach 1945, bis 1989, dürfte eine solche Sprachkompetenz die Voraussetzung für eine politisch-ökonomische Absicherung des Alltagslebens unter der neuen russ. Regierung gewesen sein; oder hat hier nur der Linguist mit der Deutung eines komplexen Zusammenspiels verschiedenster landsmannschaftlich-familiärer, politisch-kultureller Momente seine Nöte? Von den (mehrsprachigen) Sprechern selbst ist, gerade im Alltag, sicherlich nicht die Kenntnis einer derartigen linguistischen Fragestellung und ihrer Beantwortung zu erwarten. Wie die Karte mit ihrer weiträumigen ethnischen Verteilung der Moldauer (Farbe 10) im Nordosten und im Zentrum der Moldau-Republik zeigt, dürfte dort eine Nachfrage unter der ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung, ob sie „moldauisch“ oder „rumänisch“ spricht, dagegen auf Unverständnis stoßen. Endlich: die höchste Übereinstimmung

von ethischer Zugehörigkeit vs. sprachliche Identität zeigen die Gagausen mit 104.890 zu 102.395 Sprechern.

Als Ergänzung zu der kartographischen Darstellung der ethnischen Zuordnung in den genannten Räumen empfiehlt sich – auch zur Auffrischung bereits bekannter Fakten – die Lektüre des Beitrags von Thede Kahl: „Geographische Grundlagen der Republik Moldau. Lage und Abgrenzung. Naturraum. Bevölkerung und Wirtschaft“ (Kap. 2, S. 6–9) sowie von Valeria Heuberger: „Historischer Abriss. Einführung. Die Moldau von der Antike bis zur osmanischen Herrschaft. Von der osmanischen zur russischen Herrschaft. Unter russischer Herrschaft (1812–1918). Unter rumänischer Herrschaft (1918–1940). Der Zweite Weltkrieg“ (Kap. 3, S. 9–16); die bereits erwähnten ethnischen Statistiken in dem Kap. 4 „Nationales/ethnisches Bewusstsein in der Republik Moldau und in deren Nachbargebieten“ von Dorin Lozovanu/Peter Jordan (S. 17–34) erlauben, gleichsam als historischer Überblick, etwa mit Tab. 2 „Ergebnisse der österreichischen Volkszählungen im Kronland Bukowina“ (S. 18) über die Tab. 4 „Nationale/ethnische Struktur der Republik Moldau nach den Volkszählungen der Jahre 1959, 1970, 1979, 1989 und 2004“ (S. 19) hinaus und unter Berücksichtigung der Tab. 6 (S. 21), „Ethnische Struktur der *Dnjestr-Republik* ... 2004“ einen durch offizielle Zählungen abgesicherten ethnographisch-demoskopischen Überblick über Geschichte des im vorliegenden Atlas durch aufwändige empirische Untersuchungen beschriebenen Raumes von Ost- und Südosteuropa. So verdient der vorliegende Atlas die uneingeschränkte Anerkennung der an weiteren ethnographischen und soziolinguistischen Detailarbeiten interessierten Fachkollegen. Es muss dabei nicht eigens betont werden, dass die Verf. für ihre Erhebungen ausschließlich die offiziellen nationalen Statistiken eingesetzt haben.

Möglicherweise ließe mit Rückblick auf Puscarius Bd. II seiner *Istoria Limbii Române*³, und unter Einbeziehung des *Atlasul Lingvistic Moldovenesc*⁴ sowie dialektgeogr. Feldarbeit, der synchrone Bestand des Moldauischen aktualisieren. Quasi als bibliographische Ergänzung zu der umfassenden Bibliographie des Ethn. Atlas (S. 69–78) wird man für die weitere soziolinguistische Arbeit u.a. auch folgende Titel berücksichtigen:

BOCHMANN, Klaus; DUMBRVA, Vasile (edd.): *Limba română vorbită în Moldova istorică*, vol. 1, 2002, vol. 2, 2000, Leipzig.

DAHMEN, Wolfgang: „Rumänisch“. In: Nina Janich, Albrecht Greule (Hrsg.): *Sprachkulturen in Europa. Ein internationales Handbuch*. Tübingen 2002.

3 1959 posthum erschienen in einer Auflage von 250 Exemplaren, mit dem Aufkleber: „Numai pentru uz intern“, da die Moldau, Basarabia und Bucovina noch zu Rumänien gehörten und sich die politische Lage nach 1945 grundlegend geändert hatte – was Pușcariu (gest. 1948) bei der Konzeption seiner *Limba română*, vol. I, Privire generală, Bukarest 1940 (dt. Übersetzung Heinrich Kuen, Leipzig 1944) und der Zeichnung der rumän. Sprachkarten noch nicht ahnen konnte; die Soz. Rep. Rumänien hatte nach 1945 auf der neuen rum.-russ. Freundschaft – unabhängig etwaiger sprachpolitischer Wirklichkeit – aufrichtige Sorge zu zollen; die „Rostirea“ ist als unver. Nachdruck 1994 wieder zugänglich.

4 UDLER, R.; KORMANITZKI, V., *Chișinău 1968–1972*, 4 Bde. (in Kyrillica); *ALR pe regiuni: Basarabia, Nordul Bucovinei, Transnistria*, vol. I–II, Chișinău: Știința, 1993, 1998.

SCHIPPEL, Larissa: „Geschichte von regionalen Varietäten und Stadtsprachen in der Romania: Südromania“. In: Gerhard Ernst, Martin-Dietrich Gleßgen, Christian SCHMITT, Wolfgang Schweikard (Hrsg.): *Romanische Sprachgeschichte/Histoire linguistique de la Romania*, Artikel 216, (HSK 23.3.), Bd. 3. Berlin-New York 2008. 2532–2541.

STEINKE, Klaus: „Rumänien und Moldau“. In: Ulrich Ammon (Hrsg.): *Sociolinguistics, International Handbook of the Science of Language and Society*, 3. Teilband. Berlin-New York 2006. 1818–1823.

Berlin

RUDOLF WINDISCH

Χαράλαμπος Π. Συμεωνίδης: *Ετυμολογικό λεξικό των νεοελληνικών οικωνυμίων* [*Etymological Lexicon of Modern Greek oeconyms*]. Vols. I–II. Nicosia-Thessaloniki: Κέντρο Μελετών Ιεράς Μονής Κύκκου 2010. Pp. (vols. I–II) 1952. ISBN 978-960-92762-0-7.

In Greece research on the country's toponyms has been very limited and has dealt almost exclusively with those of Greek origin. The only Greek scholar to have paid serious attention to this material was Konstantinos Amantos, Professor of Byzantine History at the University of Athens: his Munich doctoral thesis (1903)¹ and his many specialised publications have placed Greek toponomastics on a solid footing. Antonios Miliarakis and Dikaios Vagiakakos, working in the period before and after Amantos respectively, interested themselves keenly in the field, but contributed to it mainly by gathering relevant material. Miliarakis offers etymological analysis very rarely, whereas Vagiakakos follows for the most part the usually incorrect etymologies found in the *Archive of the Historical Lexicon of Modern Greek Dialects* of the Academy of Athens. Finally, the establishment of a special journal by Ioannis Thomopoulos in 1952 has yielded publications of varying quality owing to a poor process of reviewing². Work done outside Greece has helped to paint a considerably richer and fuller picture, since it shifted emphasis to the country's non-Greek toponyms. Heinrich and Renée Kahane examined Italian toponyms³, whereas Max Vasmer turned his attention to Slavic ones⁴.

Charalambos Symeonides, Emeritus Professor of Historical Linguistics at the Aristotelian University of Thessaloniki, represents without doubt the culmination of the study of contemporary Greece's toponyms. With a vast specialised scholarship since 1970, Symeonides is rightly regarded as Greece's foremost authority on Balkan Linguistics. His acquaintance with all the phases of the Greek Language is also astonishingly profound and has also yielded a series of distinguished publications. All these in combination with a deep knowledge of the Latin and Neo-Latin Languages make him the ideal author of a subject of this kind. The Lexicon under review is his

1 *Die Suffixe der neugriechischen Ortsnamen.*

2 *Onomata. Revue d'onomastique grecque.*

3 *Italienische Ortsnamen in Griechenland*, Athens 1940.

4 *Die Slaven in Griechenland*, Berlin 1941.

greatest achievement and is built on a lifetime's research in the field, since it has taken him around fifty years: a massive two-volume work, the Lexicon offers the etymological analysis of more than eighteen thousand toponyms of Greece! The author's above-mentioned masterly knowledge of all the relevant tongues has secured that his Lexicon is internationally the first to treat its subject exhaustively, since apart from place-names of Greek, Slavic and Italian origin, it also analyses those of Albanian and Turkish provenance, which constitute an important but neglected category.

After some prefatory material, the first volume contains an introduction to Greek onomastics, «Εισαγωγή στην ελληνική ονοματολογία» (pp. 76–160). This study, which had been published as a self-standing book in 1992, offers a general but detailed picture both of place-names and personal names of contemporary Greece. It thus sets the content of the Lexicon in its wider perspective, and also clarifies terms and notions which are crucial for a full understanding of its entries. The study fills a gap in international bibliography and is highly original, but its composition in Modern Greek has prevented it from attracting the deserved amount of attention; so the decision to reproduce it here again is completely right. I cannot enter into details here, but I may perhaps be allowed two points from the part on toponyms: the treatment of Pre-hellenic toponyms (pp. 87–91) well illustrates Symeonides' independence of thought. Previous scholars such as V. Georgiev, W. Merlingen and others, attempted to clarify those of Greece's toponyms that cannot be analysed by Greek tools by tracing them back to a hypothetical Indoeuropean substrate of Greek, the so-called Pelasgian. However the results of this connection were complicated and for the most part unconvincing. Now Symeonides simplifies things by suggesting that these toponyms should be brought into relation with Luwian, Hittite and the other Anatolian languages of Asia Minor, which are also Indoeuropean, as is now known. It is also rewarding to read Symeonides' comments on the renaming of places, a practice that has emerged since the formation of the Greek State (pp. 122–5). The topic deserves closer attention, and we should all be grateful, if the author could give us more about it in the future.

The main bulk of the work occupies around one thousand five hundred pages in which a comprehensive etymological analysis of each of contemporary Greece's toponyms is offered. More accurately, a toponym features among the Lexicon's entries, if it satisfies the following three criteria: (i) it belongs to the sub-group of *oeconyms*, that is, it is a name of an *inhabited* area (village, town etc.); (ii) it is in *contemporary* use; (iii) it denotes a place which geographically belongs to the area covered by the Hellenic Republic⁵.

Each entry begins with an *oeconym*. This is followed by a detailed description of the geographical location of the corresponding place; the description involves reference to the various administrative units (prefecture etc.) to which the place belongs. Then the author records the year in which the *oeconym* makes its first appearance in

5 The Lexicon occasionally features *oeconyms* of earlier dates and lying outside the geographical boundaries specified above: from South Europe, North Africa, Cyprus, Turkey etc. However these are used not for their own sake, but as a means to clarify the etymology of Greece's *oeconyms*, and this is why they appear within entries and never as headwords.

official state catalogues⁶. Any variant forms of the oeconym are also dated. If the present-day oeconym is the result of a renaming process from an older oeconym, then the *terminus ante quem* for the renaming is provided by the date of the first occurrence of the new oeconym in the official catalogues, whereas the *terminus post quem* for the renaming is provided by the date of the last occurrence of the previous oeconym in the official catalogues. The main part of each entry consists of the etymological analysis of the oeconym: Symeonides records previous suggestions, giving full bibliographical details, and assesses their value or plausibility; if he finds all of them unsatisfactory, he proceeds to offer his own analysis, and there are hundreds of cases to show how original and serious a scholar he is. Here is a brief sample of his contributions to the field (I reproduce only the essential information of the corresponding lemmata): 1. Αχαρνάι, αι < Ancient Greek ἄχαρνος, ὄ = a sea-fish, probably bass; the place was known as Μενίδι until 1915: Μενίδι < Albanian man-i < Tosk dialect mën-i = mulberry, cf. the surname Μάνεσης (= place full of mulberries). 2. Ἄνω Σούλι, το < Albanian surname Suli < shul-i = pale, mast, top, hill. 3. Δασκαλειό, το < Italian *da scoglio*. 4. Καπανδρίτι, το < του Καπανδρίτη < του Παπανδρίτη (cf. περι-κοκλάδα < περιπλοκάδα); cf. surname Καπανδρίτης < surname of Albanian-speaking Greeks Kapandrit < παπα-Αντρίκος. 5. Κινέτα, η < Albanian *Kinetëa = pine-forest < Latin pinetum = pine-forest (pinus), cf. Aromunian kinët = pine-forest. 6. Κουνουπίτσα, η < Albanian kunuricëa = a species of willow, probably < Slav *konoprica < konopja = hemp. 7. Λαγονήσι, το < Italic lago = lake, shallow waters (cf. Πόρτο-Λάγο). 8. Πόρτο Γερμενό, το (today's Αιγόςθενα, τα < αιγός στενά, Georgiev) < ethnic Γερμενός = Γερμηνός < toponym Γέρμη = Θέρμη (cf. Γέρμα, η Λακωνίας and Γέρμαν, το Φλωρίνης) < cf. Celtic city in Asia Minor Γέρμα, η = Θέρμα, η, cf. Albanian jerm = θερμός, gjërmëa = fireplace outdoors. 9. Φέριζα, η < Albanian ferrëzëa = place full of bushes < ferrëa = wild bush. 10. The Lexicon takes an indirect interest in Cypriot oeconyms too, since in many cases they are identical to those in mainland Greece: Κούκλια, τα < medieval Κουβούκλια = country houses (Menardos' etymology) < cubiculum; Λυθροδόντας, ο < Λήδρας ελαιώντας = the olive-yard of Ledra (and not *Ερυθροδόνας!*). 11. The Lexicon treats a number of surnames, parenthetically of course: Κουτσόχερας < Albanian kockëgjërë = with wide bones, cf. Πλάτων; Λυκουρέζος < Albanian lëkürë e zëzë = dark-skinned; Κρεκούκλιας < Albanian surname Kryekuqi = having red hair < krye-t = head + kuq = red; Σχορτσανίτης < Σχωρέτσανα, τα < Old Slavic *Suchorečane = inhabitants of a dried-up river < *Sucha Reka = dried-up river.

6 Such state catalogues are: (i) *Λεξικὸν τῶν δήμων, κοινοτήτων καὶ συνοικισμῶν τῆς Ἑλλάδος, ἐπὶ τῇ βάσει τῆς ἀπογραφῆς τοῦ πληθυσμοῦ τοῦ ἔτους 1920*, Ἀθῆναι (Υπουργεῖον Ἐθνικῆς Οἰκονομίας, Διευθύνσις Στατιστικῆς) 1923, with a number of re-editions to reflect the results of subsequent counts of Greece's population in 1951, 1961, 1971, 1981, 1991. The edition which relates to the 1991 census forms the basis of Symeonides' list of headwords. (ii) «Στοιχεῖα συστάσεως καὶ ἐξελιξέως τῶν δήμων καὶ κοινοτήτων ἀπὸ τῆς ἐφαρμογῆς τοῦ Νόμου ΔΝΖ' τοῦ ἔτους 1912 καὶ ἐφεξῆς» published in 1961–2 by Κεντρικὴ Ἐνωση Δήμων καὶ Κοινοτήτων τοῦ Υπουργείου Ἐσωτερικῶν. (iii) Α. Δρακάκης, Σ. Κούνδουρος: «Ἀρχεῖα περὶ τῆς συστάσεως καὶ ἐξελιξέως τῶν δήμων καὶ κοινοτήτων 1836–1936 καὶ τῆς διοικητικῆς διατρέσεως τοῦ κράτους, τόμοι 1–2, Ἀθῆναι 1939–40.

The work is equipped with a very detailed and valuable Index of Greek (pp. 1467–1813) and non-Greek (pp. 1815–1952) words, proper names, and toponyms. In addition to the Index, the author provides a useful electronic resource for pinpointing the geographic location of many of the Lexicon's oeconyms, that is, a DVD which contains maps of the fifty-two prefectures of Greece.

All in all the Lexicon is an etymological masterpiece and is bound to become the standard reference work for several decades. All will want to wish Professor Symeonides well for completing so successfully this Herculean task.

Nicosia

GEORGIOS A. XENIS